

# Wahnsinn und seine Heilung.

Seine Entstehungs-Ursache vielfach Erblich. Doch die Wissenchaft steht dem Erbtheil gegenüber nicht machtlos da.

(Von einem praktischen Arzt.)

Wiederholt ist in den jüngsten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit durch gewisse beklagenswerthe Vorkommnisse in einzelnen Irren-Anstalten auf jene unglücklichen Geschöpfe gelenkt worden, welche, aus den Reihen der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, hinter fest verschlossenen Gittern in geistiger Umnachtung ein trauriges Scheinleben fristen. In Gelehrtenkreisen hat man dabei mehrfach die Frage aufgeworfen, ob die Zahl der Geisteskranken in unserer — wie man sagt — unter dem Zeichen der Degeneration stehenden Zeit wirklich zugenommen hat. Im Vereinigter Dänischer Zeit auf Grund statistischer Uebersichten zu wenig bestimmten Ergebnissen gelangt. Verfolgt man die Tageschronik in den Zeitungen, so möchte man allerdings an eine erhebliche Zunahme der Geisteskrankheit glauben. Alle Augenblicke wissen die Tagesjournalen von Irren, welchen in einem Anfall von Geistesgefahr begangenen Gewaltthaten, von irgend einem aus Trübsinn verübten Selbstmord oder Selbstmordversuch zu berichten, und die Rubrik der Gerichtsverhandlungen läßt uns nur zu oft Einblicke in gefehrigere Vergehungen thun, welche in letzterer Linie doch nur der Ausdruck geistiger Umnachtung sind. Und nicht genug damit! Es giebt in unserem „degenerierten“ Zeitalter auch einen Wahnsinn, der „Methode“ hat. Die freiwilligen Apostel der Paralyse — wilde Männer nennt sie der Volkssprache — stellen ein erschreckendes Kontingent, welches freilich besser im Untersuchungsgefängniß, als in der Irrenheilanstalt unterkommen findet. Hier giebt sich das Irren des Geistes nur als eine bedauerliche Verirrung der Moral fund. Und doch giebt es gewiß manchen leichtgläubigen Thomas unter den Sachverständigen, welcher den fingierten Wahnsinn für „echt“ hält, weil er nun einmal recht zu den Rechten unserer nervös überreizten Zeit hineinpaßt. Diese erkünstelten Ausdrücke eines angenommenen Irrens werden nie ganz von der Bildfläche verschwinden, so lange gegen die Paragrafen des Strafgesetzbuches in irgend einer Form gefündigt wird, und jene verhüten wollen, hiesse diese für ungültig erklären.

Anders steht es mit den wirklichen Geisteskranken. Jene zumthätigen Verbrecher „irren“, weil sie geistig krank sind, diese sind Irren, weil sie irren sind. Ein solches Irren zu verhüten, dem Entstehen der geistigen Störung vorzubeugen, erscheint freilich schwer, gleich einer Siphonarbeit, aber es liegt nicht aus dem Bereiche des Menschenmöglichen. Vor Allem handelt es sich darum, durch populär gehaltene Vorträge das Verständniß des Laien zu weiden und ihm selbst durch Aufklärung und Belehrung die wirksamsten Waffen im Kampfe gegen den Irren zu reichen. Wenn der Laie begriffen hat, daß jene Intelligenz und sein redlicher Wille die wichtigsten Vorbeugungsmaßregeln bilden, wenn er die ursächlichen Momente, welche die Entwicklung der Krankheit begünstigen, verstanden hat, dann heißt auch zu hoffen, daß unser Kampf kein vergeblicher sein wird und daß wir die richtigen Mittel und Wege finden werden, um den verderblichen Einfluß der schädlichen Faktoren zu hemmen und zu beseitigen. Der einmal zum Ausbruch gelangten Krankheit steht die ärztliche Kunst nur zu oft machtlos gegenüber, und gerade auf diesem Gebiete zeigt sich das recht augenfällig; denn leider ist das Gehirn, zumal derjenige Theil, welcher als Sitz der „Seele“ aufzufassen ist, die Großhirnrinde, noch heute der ergsten Fortschritt ein Räthsel, das kein irdisches Wesen zu lösen weiß, „und wenn heute ein Engel vom Himmel käme und uns Alles erklärte, unser Verstand wäre gar nicht fähig, es nur zu begreifen.“ Also fort mit allen fruchtlosen Maßnahmen — schützen wir uns zur rechten Zeit vor der Krankheit, indem wir ihre Ursachen bekämpfen! Dann werden wir auch die selbst erfolgreiche bekämpfen. Unter diesen Umständen gebührt nach Ansicht vieler Aerzte noch immer der Erblichkeit ein überwiegender Einfluß. Der böse fatalistische Satz, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden, hat freilich im Lichte der neueren Forschung Vieles von seiner Schrecklichkeit verloren; gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß die Neigung, die Anlage zu Geisteskrankheiten in manchen Familien vererbt werden kann und die Statistik der Irrenhäuser stellt das erbliche Moment noch immer als eine wichtige Entstehungsursache hin. Häufig hat einer von den Eltern und Großeltern im Banne der furchtbaren Krankheit gestanden, in anderen Fällen erweist sich zum mindesten die betreffende Familie, wie der Arzt sagt, als neuropathisch belastet, d. h. die Erblichkeit zeigt sich in dem weiteren Sinne der ererbten allgemeinen nervösen Anlage. Man findet dann in der männlichen oder weiblichen Verwandtschaft des Geisteskranken frühere Erkrankungen des Nervensystems, Epilepsie, Neurose, Melancholie oder auch nur exaltirte, absonderliche Neigungen, oder man findet in folgenden „vererbten“ Familien — so wiederholt dies auf den ersten Blick erschrecken mag — solche Mitglieder, welche durch eine aufgetriebene, we-

wennleich häufig einseitige Begabung auszeichnen. Ist es doch gerade das Genie, welches unter Umständen der Entartung anheimfällt. Der aus solchen Familien Stammende zeigt von Kindheit an Eigentümlichkeiten in seinem Wesen, welche mit graufamer Deutlichkeit auf die ererbte krankhafte oder absonderlich geartete Gehirnanlage hinweisen. Geweckt und von rascher Auffassungsgabe, dabei reizbar, launisch und selten zufrieden — so wandeln diese Unglücklichen durch das Leben hin, ärgern sich über Andere und — was schlimmer ist — über sich selbst, fühlen sich zu besonderen Missionen berufen, ohne gewöhnlich die Ausdauer zu besitzen, das einmal Angefangene zu Ende zu führen. Ihre abnorme Hirnorganisation vermag um so schneller den Dienst, je größer die Ansprüche waren, welche an sie gestellt wurden, und kommen dann gelegentliche geistliche oder körperliche Einwirkungen hinzu, so stößt der Mechanismus plötzlich und der Irrensin bricht aus.

Sind wir diesem traurigen Erbtheil gegenüber ganz machtlos? Doch wohl nicht ganz! Wenn Jemand an einer unheilbaren Krankheit leidet, so verlangt der ärztliche Berater mit Recht, leider häufig ohne Erfolg, daß der Kranke zu seinem und Anderer Wohl auf das Glück der Ehe verzichte und entsagungsvoll wandelt mancher dieser Unglücklichen seinen Weg — einsam und vereinsamt — bis zum Grabe. Sollte eine gleiche Opferwilligkeit nicht auch in unserem Falle zu empfehlen sein? Selbst auf die Möglichkeit hin, daß die gegebenen Befürchtungen nicht eintreffen? Man darf doch niemals vergessen, daß Personen aus nervös, richtiger neuropathisch belasteten Familien selbst der Gefahr einer späteren Entartung ausgesetzt sind und daß sie mindestens die krankhafte Gehirnanlage auf ihre Kinder und Kindeskinder vererben — und aus diesen Gründen muß vor der ehelichen Verbindung mit einer zu Geisteskrankheit veranlagten Person gewarnt werden. Weniger ängstlich wird man in der Frage der Ehe zwischen Blutsverwandten sein dürfen. An sich bietet eine solche keine Gefahr, sofern beide Theile geistig und körperlich gesund sind. Doppelt gefährdet ist allerdings die Nachkommenschaft, wenn irgend eine krankhafte Anlage beider Eltern gemeinsam ist.

Neben der Erblichkeit kommt vor Allem der Alkoholismus, der andauernde, gewohnheitsmäßige Genuß geistiger Getränke als ursächliches Moment in Betracht. Diese Art des Wahnsinns, der meist erst in späteren Jahren zum Ausbruch gelangt, beruht auf der giftigen Wirkung welche der Alkohol, dieses mächtigste aller Reize — und Genußmittel, auf die Gehirnsubstanz ausübt, nachdem er schon vorher andere Organe des Körpers, vorzugsweise Magen und Leber, in der tiefgreifendsten Weise geschädigt hat. Daß dieser Krankheit nur durch weitgehende Handhabung der Nahrungsmittelbestimmungen gesteuert werden kann, liegt auf der Hand. Noch verderblicher als auf das Gehirn des Erwachsenen ist der Einfluß des Alkohols, auf das in der Entwicklung begriffene, weniger widerstandsfähigere Kindergehirn. Hier kommen wir auf ein leider viel zu mangelhaft beachtetes Kapitel der Kindererziehung. Es ist unentwärtlich, wenn Eltern, mehr den Eingebungen ihrer Fäullichkeit oder einer verkehrten Eitelkeit als der vernünftigen Ueberlegung folgend, ihre kleinen Sproßlinge bereits in der Wiege an Bier, Wein- oder gar an Löffergenuß zu gewöhnen beginnen. Diese Unsitte ist noch immer so verbreitet, daß nicht entschieden genug davor gewarnt werden kann.

Auch der anhaltende Gebrauch, richtiger Mißbrauch gewisser stark wirkender Arzneimittel, besonders des Morphiums, Cocains, Antipyrins etc. ist in einer nicht unbedeutlichen Anzahl von Geisteskrankheiten als Ursache anzuschuldigen. Morphium- und Cocain sucht zerrütten allmählich das Nervensystem, und darum ist vor dem willkürlichen und fortgesetzten Gebrauch beider ebenfalls dringend zu warnen. Besonders gefährlich sind die Einspritzungen des Morphiums unter die Haut; hier tritt die arzneiliche oder schmerzstillende Wirkung rascher ein als bei innerem Gebrauch. Beides sollte immer nur unter ärztlicher Kontrolle statthaben sein. Von anderen Faktoren ist es vornehmlich die mechanische Beschädigung oder Verletzung des Gehirns, welche zu vorbeugenden Maßnahmen auffordert, um so mehr, als damit die so überaus wichtige Frage der modernen Kindererziehung zu einem nicht unerheblichen Theile ihre Lösung findet. Denn in einer großen Zahl von Fällen ist es gerade der zarte Schädel kleiner Kinder, welcher einen solchen Insult erfährt, der dann eine langsam fortschreitende, meist erst in späteren Jahren ausbrechende Gehirnkrankung zur Folge hat. Nur zu oft wird in besser situirten Familien, in welchen gesellschaftliche Verpflichtungen die Eltern in Anspruch nehmen, der junge Erbenbesitzer der Armen wenig zuvorkommender gleichgültiger Diensthöfen anvertraut; ein unglücklicher Fall, eine heftige Erziehung, ein wichtiger Anprall mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand — und das Schicksal des armen Kindes ist besiegelt. In den ärmeren Klaffen der Bevölkerung, wo Vater und Mutter außerhalb des Hauses ihrer Beschäftigung nachgehen, liegen die Beschäftigungen häufig noch ungünstiger. Ein halberwachsenes Schwesterchen, welches taumelnd die Kinderstube ausgetreten hat, muß

seine jüngeren Geschwister warten und hüten, trägt sie Trepp auf und Trepp ab, schleppt sich mit ihnen auf den Straßen und Plätzen umher — kein Wunder, wenn es bei dieser verkehrten Erziehung an mechanischen Gewaltwirkungen nicht fehlt, welche den kindlichen Körper und Geist gefährden. Zur Vermeidung derartiger Folgen empfiehlt sich die ausgedehntere Einrichtung von Kindergärten und Beobachtungsanstalten, in welchen die unmündigen Erdenbürger unter geistiger Aufsicht stehen, während in den wohlhabenderen die Gefahren einer unvorsichtigen Erziehung mit den überzeugenden Waffen der Aufklärung und Belehrung zu bekämpfen sind. Bei unfernen heutigen Verhältnissen wird — das mag ohne Weiteres zugegeben werden — der Kampf in dieser Richtung ein schwerer sein; in dessen man braucht noch lange kein phantastisch veranlagter Schwärmer zu sein, um in der Mutter nur die züchtige Hausfrau zu sehen, welche nach den Worten des Dichters im häuslichen Kreise waltet, die Mädchen lehret und den Knaben wehret. Wo nur redlicher Wille und ein Quäntchen Verständnis für die Forderungen einer gesundheitsmäßigen Kinder-Erziehung vorhanden sind, da werden Eltern die persönliche Sorge um ihre Kinder nicht aus dem Auge verlieren. Semper aliquid haeret — etwas Nutzen bleibt immer zurück. Ist aber irgend einer von den genannten Umständen eingetreten, so muß das Kind genau untersucht und beobachtet und nöthigenfalls einer fortgesetzten ärztlichen Aufsicht unterstellt werden, deren Aufgabe es ist, alle irgendwie schädlichen Einflüsse und Reize fernzuhalten.

Vor Allem ist strengste Vermeidung jeder geistigen Anstrengung erforderlich, und hier kommen wir auf einen Punkt, welcher schon an sich die weitgehendste Beachtung verdient. Denn wenn unser Gehirn aus glücklicherweise eine Leistungsfähigkeit zeigt, welche selbst den schwierigsten und verwerthetsten Räthseln des Weltalls Stand hält, so sollte man sich doch weislich hüten, dieses Kraftvermögen allzu nachhaltig in Anspruch zu nehmen zu einer Zeit, wo das Gehirn noch in der Entwicklung begriffen ist. Nicht mit Unrecht hat man von jeher geistige Ueberanstrengungen für die Entstehung von Geisteskrankheiten verantwortlich gemacht, und gilt dies schon für das gleichsam trainirte Gehirn des gereiften Dichters, so trifft es noch in viel höherem Maße für das wenig widerstandsfähige Kindergehirn zu. Daher muß immer wieder vor der wirklichen Ueberbürdung der Schulkinder gewarnt werden. Die reformatorische Bewegung auf dem Gebiete der Schulhygiene, welche auch diese eminent wichtige Frage ihrer Beachtung unterzieht, ist daher mit Freuden zu begrüßen. Ueber den Forderungen der Wissenschaft müssen die Forderungen der Gesundheit — der körperlichen wie der geistigen — stehen.

Ebenso sollte man sich hüten, in dem jugendlichen, leicht zu beeinflussenden Gehirn durch allzu orthodore Betonung der Glaubenslehre einen Boden für religiöse Schwärmerei zu schaffen. Bisweilen arten solche Uebertrieben religiöser Empfindungen unter dem Einflusse einer ungezügelten Phantasie zu krankhaften, mythischen Vorstellungen aus, welche das überreizte Gehirn dem religiösen Wahnsinn entgegenführen.

## Wer ändert eine Grube gräbt!

Eine tragikomische Irenhausgeschichte von Emma Ferdinand.

Es war in den ersten Tagen des März, als zwei vornehm gekleidete, ziemlich gleichaltrige Herren einem eleganten Landauer entstiegen, der vor dem Thore der berühmten Irrenanstalt zu Breitenfeld hielt. Der Eine, ein Jüngling mit offenem, freimüthigem Antlitz, verrieth auf den ersten Blick den ehemaligen flotten Corpsstudenten; der Andere, offenbar Aeltere, gab sich alle Mühe, imponirend dreinzuschauen, obwohl ihm dieser Versuch nur mäßig gelang. Sein Gesicht war über und über mit Bodennarben bedeckt und deutete in seiner rothblauen Färbung auf einen Gewohnheits-Weintrinker hin; die schiefen, wasserblauen Schläugeln zwinkerten ausdruckslos zwischen diden Fettpolstern hervor.

Während der Aeltere vom Bode stieg, öffnete sich die schwere, eiserne Gitterthür der Irrenanstalt, und die beiden Anwesenden wurden vom Thürhüter höflich in das Empfangszimmer des dirigirenden Arztes gewiesen. „Der Herr Direktor ist augenblicklich beschäftigt“, meldete entschuldigend ein Diener, der im Korridor, wie es schien, Wachposten stand.

„Wir haben hinreichend Zeit!“ lächelte der Flotte.

„Es ist höchlich heiß hier, findest Du nicht?“ fuhr der Flotte fort. „Wir können getrost unsere Mäntel ablegen.“

Theo gab durch ein Brummen sein Einverständnis zu erkennen, worauf ihm der Andere diensteifrig beim Ablegen seiner Winterhülle behilflich war. Einem aufmerkamen Beobachter wäre es nicht entgangen, daß er beim Anhängen der Mäntel gewandt in die Manteltasche Theos hineingriff und darauf nicht minder gewandt ein Bündel Papiere in seiner eigenen Manteltasche verpackte. Aber Theo, der hörbar gähmend an's Fenster getreten war, hatte auf diesen feinsten Vorgang nicht weiter Acht. Nach einer minutenlangen Pause sagte er etwas schroff:

„Du wirst also hoffentlich vernünftig sein, Freig, und Dich fügen?“

„Es ist wohl am besten so“, entgegnete dieser harmlos. „Wieder erfolgte eine minutenlange Pause, die Better Freig dazu benutzte, sich in auffälliger Art mit dem Schnupftuch die Stirn zu trocken.“

„Nimm mir's nicht übel, Theo“, sagte er endlich, „aber in diesem geheizten Ritzig halte ich's nicht aus. Ich gehe hinab in den Garten.“

Theo runzelte die Stirn. „Ich werde Dich begleiten“, meinte er kurz. Freig lachte. „Du denkst doch nicht etwa, ich brenne durch? Dann brauchst Du ja einfach dem Diener einen Wink mit dem Zaunpfahl zu geben. Komm!“ Und schon hatte er rasch seinen Mantel übergehängt und die Thür zum Korridor aufgerissen.

Theo ertheilte dem Diener den bündigen Auftrag, den Herrn im Mantel hinab in den Garten zu führen und scharf im Auge zu behalten, was dieser, an solche Aufträge gewöhnt, auch versprach. Als er mit seinem Schutzbefohlenen den Korridor entlang schritt, sagte ihm Freig plötzlich heftig am Arme. „Führen Sie mich sofort zum Herrn Direktor!“ raunte er ihm zu. Dieser, ein weißbärtiger Herr von hohem, schlanken Wuchs, stand bald darauf vor ihm und maß ihn mit durchdringendem Blick.

„Nun?“ fragte der Arzt, als er Freig gegenüber in einem Leberstuhl saß.

„Zunächst meine Legitimation!“ erwiderte der Gefragte, indem er eine Reihe von Dokumenten aus seiner Rodtasche zog. „Mein Name ist Theodor Ritter, Beruf Professor, der leider die schmerzliche Aufgabe erfüllt, den eigenen unglücklichen Better Ihrer Anstalt zuzuführen. Mein Better, Freig Ritter, leidet an hochgradiger Nervosität und zeitweiliger Verfolgungswahn. Wollen Sie sich gefälligst überzeugen: Hier das bezirksärztliche Gutachten über seinen Zustand.“

Der Arzt prüfte die vorgelegten Papiere sorgfältig und nickte befriedigt. „Leider“, fuhr sein Gegenüber seufzend fort, „ist dieser beklagenswerthe Zustand meines Betters in ein neues Stadium getreten. Er bildet sich nämlich ein, nicht Freig zu heißen, sondern Theo, wie man mich kurzweg beim Vornamen nennt — und Professor zu sein, wie ich, obwohl er erst Referendar ist.“

Er lebt in dem Wahn, er begleitet mich in's Irrenhaus — und nicht umgekehrt, wie es thatsächlich der Fall ist.“

Der Arzt lächelte verständnißvoll, während der bekümmerte Better eine Brieftasche öffnete, ihr einige Hundertmarkstücke entnahm und diese als erste Pensionsrate für den „unglücklichen Freig“ deponirte. Der Herr Direktor quittirte zuvorkommend über das Geld und stand dann auf, um nunmehr, wie er sagte, den jungen Menschen persönlich zu sondiren.

„Er ist im Empfangszimmer“, bemerkte unbedenken der Andere. „Es müßte aber vermieden werden, daß er mich nochmals sieht.“

„Keine Angst!“ sagte der Arzt.

Er führte den Herrn Professor in seine Studirstube, die neben dem Empfangszimmer lag, und löste beifolgend einen Schieber in der Wand, durch welchen die Vorgänge nebenan, ohne selber gesehen zu werden, genau verfolgt konnte.

„Ihr Better ist ein starker Trinker?“ fragte er, nachdem er ein Weicheln den stumpfsinnig zum Fenster Hinausstarenden beobachtet hatte. „Er säuft unmäßig“, gab der wackere Professor betrübt zur Antwort, „besonders Sekt. Sie werden Ihre liebe Noth haben, ihm diese Lügengedabzugewöhnen.“

„Wenn das gelingt“, meinte der Direktor nachdenklich, „ist wohl Hoffnung auf Heilung vorhanden.“

Der Herr Professor schüttelte ihn gerührt die Hand. „Unsere ganze Familie wird aufatmen, Herr Direktor, wenn ich ihr diese tröstliche Hoffnung vermelden.“ Und er entfernte sich mit achtungsvollem Grusse.

Das Thor der Irrenanstalt schloß sich gerade hinter ihm, als der Direktor seinen neuen Patienten begrüßte. Der empfangen nicht sonderlich gnädig. In wenigen höflichen Worten setzte er ihm den Zweck seines Kommens auseinander.

„Und wo ist Ihr Herr Better?“ fragte der Arzt ohne Empfindlichkeit.

„Es mag ihm zu heiß hier“, spöttelte der Schläugige ironisch. „Ich habe ihn daher unter der Obhut Ihres Dieners in den Garten geschickt.“

„Suchen wir ihn also dort auf“, bat der Direktor und lud den angehenden Herrn Professor zum Anlegen des Mantels ein. Im Korridor blieb er indeffen vor einer eisenbeschlagenen Eichthür stehen, an der eine Tafel mit den lateinischen Worten „Nummer zehn“ befestigt war. „Ich muß Sie ersuchen, mir noch wenige Augenblicke Geduld zu ferknen“, wandte er sich an den Fremden, öffnete die Thür und ließ ihn zuerst eintreten. Dann zog er sie leise hinter ihm zu und drehte von außen den Schlüssel herum.

Eine halbe Stunde später meldete der Diener dem Chef, daß der neue Patient einen Höllenspektakel vollführte. Der Chef begab sich infolgedessen nach Nummer zehn, nahm aber zwei handfeste Wäpfer mit. Während er sich sofort auf ihn los, „Denken Sie denn, Herr, ich habe meine kostbare Zeit verschwendet?“ schrie er ihm an. „Eine halbe Stunde mich eingeschlossen hier warzen zu lassen! Ich

glaube gar, Sie hatten mich für verreckt?“

„Sie werden mich hoffentlich bald eines Besseren belehren“, lautete die im mildesten Tone gegebene Antwort. „Inzwischen dürften Sie aber gut thun, sich allen meinen Anordnungen gehorsam zu fügen.“

„Ich danke für Ihre samosen Anordnungen!“ brauste das arme Schlachtopfer auf. „Wollen Sie durchaus Jemand einsperren, so sperren Sie meinen verrückten Better ein.“

Mittheilend lächelnd suchte der Arzt die Achseln. „Geben Sie doch endlich diesen verhängnißvollen Irrthum auf!“ sagte er in bedeutend strengerer Tonart. „Oder wagen Sie etwa noch länger zu behaupten, daß Sie Theobald Ritter heißen?“ Er strich ihn bei dieser Frage so scharf, daß der angeblick Irre verwirrt den Blick senkte.

„Natürlich heiße ich Theobald Ritter“, stammelte er und fuhr mit der Hand in die Tasche seines Mantels. „Hier finden ja meine sämtlichen Legitimationen.“ Aber wo sind sie denn?“ unterbrach er sich plötzlich und lehrte das Futter der leeren Tasche heraus. „Gestohlen!“ murmelte er verächtlich. „Gestohlen!“ murmelte er verächtlich. „Dann aber führten er mit geballter Faust auf den immer noch scharf ihm in's Auge stehenden Direktor zu. „Herr — geben Sie auf der Stelle mir die Papiere wieder!“ brüllte er in maßlosem Zorn.

In selben Moment umklammerten die Wäpfer mit eisernem Griff seine beiden Handgelenke. In ohnmächtiger Wuth mußte er es dulden, daß ihm die Zwangsbände angelegt wurde.

Zwei Stunden lang tobte er seinen Grimm in Flüchen und Schimpfworten aus; dann fühlte er sich so matt und gebrochen, daß er um Gnade bat. Man befreite ihn von der Jade und wiffabre seinem Wunsch nach Speise und Trank. Eine Flasche Wein wurde ihm aber beharrlich verweigert.

Als er hinlänglich gestärkt war, kam das Väterliche seiner Lage ihm von Neuem schmerzhaft zum Bewußtsein. Wieder begann er zu lärmern und zu toben. Die Folge war, daß er als tobstüchtig zum zweiten Male in die Zwangsjacke kam. Am andern Morgen wiederholten sich die Anfälle. Fünf-, sechs- und schließlich achtmal wurde er mit eisernen Wäpferstrahlen.

Tage darauf weigerte er sich Nahrung anzunehmen. Auch dieses heroische Mittel half ihm nur über vierundzwanzig tröstliche Stunden hinweg. Nach dieser Galgenfrist konnte man mit Erfolg die Zwangsfütterung an.

Am vierten Tage war seine Widerstandsfähigkeit dahin. Er ließ sich leiten wie ein Kind und zeigte sich jedem leiseften Winke gefügig.

Der Direktor, der ihn am sechsten Tage besuchte, gab seine vollste Zufriedenheit kund.

Am siebenten Tage trat ein unerwartetes Ereigniß ein. Der Herr Direktor erhielt einen Brief, dem eine weitere Epistel beigefügt war.

Der Brief hatte folgenden Inhalt: „Reschter Herr Direktor! — Legten Monarch erlaube ich mir den kleinen Scherz, meinen Better Theobald, genannt Theo, Ihrer Anstalt zur Beobachtung und zweckmäßigen Behandlung zu überweisen. In Wahrheit sollte eigentlich ich, und nicht er, hinter vergitterten Fenstern sitzen. Ueber die Gründe meines zwar grausamen, aber nicht schlechten Streiches klärt Sie die beifolgende Epistel auf, die Sie gefälligst meinem liebenswürdigem Better, der fernsehgewand und wirklich Professor ist, umgehend übermitteln wollen. Mit besonderer Hochachtung Freig Ritter.“

Befagte Epistel lautete wortgetreu: „Lieber Better Theo! Dank Deinen Ränken und falschen Angaben willigte das Vormundschafgericht in eine zeitweilige Verweisung ins Irrenhaus; auch das bezirksärztliche Gutachten verbanke ich Deiner vetterlichen Betriebsamkeit. Hoffentlich dich die süße Raube, die ich nahm, Dich immer von meiner vollen Zurechnungsfähigkeit überführt. Sollte dies nicht der Fall sein, so wird mein Herr Rechtsanwalt liebevoll dafür sorgen, daß Du in Zukunft vor ähnlichen Mißgriffen in der Wahl Deiner Mittel bewarnt bewahrt bleibst. Möge der unfreiwilligen Aufenthalt in Breitenfeld seinen heilsamen Einfluß auf Dein vetterliches Gemüth nicht verfehlt haben und mögest Du, wenn die goldene Freiheit Dir wieder lacht, nicht nochmals die bittere Lehre des schönen Sprichworts: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, praktisch zu erproben brauchen. Dies wünscht: Dir von Herzen: Dein treuer Freig.“

„Ich habe natürlich, Herr Professor“, ließ sich der Direktor vernehmen, als Theo mit einem Seufzer der Erleichterung die bedeutsamen Schriftstücke zur Seite schob. „Ihre sofortige Entlassung verweigert.“ Und mit höchstem Schmunzeln setzte er hinzu: „Wenn Sie wieder mal einen Kandidaten für's Irrenhaus haben, so darf ich doch unbedingt auf gültige Empfehlung rechnen? Ich heile die Kranken zwar streng, aber sicher. Das wissen Sie ja aus eigener Erfahrung.“

Leider wurden die Hoffnungen des braven Herrn Doctors sündig enttäuscht. Better Theobald, genannt Theo, hat seine Anstalt nirgends empfohlen!

Stoffseuffer.

„Rein, sind die Männer feig! Jetzt bin ich 40 Jahre alt und noch keiner hat den Muth gehabt, mir einen Heirathsantrag zu machen!“

## Die Namensgebung.

Eine schöne Geschichte.

Herrn Gottlieb Sengefort war ein lange geschenkt worden. Nach drei Mädchen der erste Junge! Da ist es wohl zu glauben, daß er glücklich war und seinen Sproßling den freudig herbeieilenden Familienmitgliedern immer wieder zeigte.

Nachdem der Jubel sich etwas gelegt hatte, war die erste Frage die: Wie soll er heißen? Alle möglichen Namen wurden genannt, aber keiner wollte den Andern gefallen, bis endlich Tante Zettchen mit gewichtiger Miene das Wort nahm und den Namen Amadeus vorschlug, weil dies ein schöner und klassischer Name sei.

Da Tante Zettchen die Gartenlaube las und ein Conversations-Lexikon besaß, so galt sie als besonders gebildet, und da man von ihr ein gutes Rathsgesicht erwartete und auf eine Weisheit für die spätere Erziehung des Kleinen rechnete, so wurde der Name Amadeus natürlich angenommen.

Herr Sengefort sagte deshalb: „Gut Zantchen, er soll Amadeus heißen, aber ich hatte eigentlich einen anderen Namen im Sinn. So oft ich mir einen Sohn wünsche, dachte ich gleich dabei, den nennst Du Theophil, das paßt so schön zum Namen Sengefort und klingt jedenfalls besser wie Gottlieb. Warum ich auch gerade Gottlieb heißen muß!“

„Nun, was hast Du denn?“ sprach der Großvater etwas beleidigt. „Alle unsere Vorfahren haben Gottlieb geheißen, Du heißt so, ich heiße so, mein Vater hieß so, und dein Junge kann auch so heißen; dann weiß man gleich, daß er zu unserer Familie gehört.“

Das war Herrn Sengefort nun gar nicht recht, und da er zu widersprechen mochte, so wurde der Streit immer lauter, so daß die Mutter, die bereits etwas zu Kräften gekommen war, jedes Wort hören konnte. Sie ließ die Parteien hereinrufen und meinte: „Was zankt Ihr Euch denn? Der Junge kann ja alle drei Namen bekommen, dann ist Jeder befriedigt“, und da man gewohnt war, daß Mutter immer Recht hatte, so war damit natürlich der Streit entschieden.

Vater Sengefort eilte denn auch bald auf's Ständesamt, wo er seinen Gottlieb Amadeus Theophil eintragen ließ. Von dort ging er nach der Zeitungs-Expedition und gab ein Inserat auf, damit alle Welt an seinem Glücke theilnehmen könne. Sein dritter Gang aber war zum Direktor des Gymnasiums, bei dem er seinen Sohn zur Schule anmeldete; denn Herr Sengefort war ein vorsichtiger Mann: Er hatte viel davon gehört, welche Schwierigkeiten mit der Einschulung verbunden seien und wie immer nur die ersten Anmeldungen berücksichtigt werden könnten.

Als er zurückkehrte, war sein ältestes Töchterchen Clara aus der Schule heimgekehrt. Sie freute sich nicht nur über das Brüderchen, sondern fand auch dessen Namen ganz reizend, besonders die letzten beiden. Da sie aber sehr wifbegierig war, so ging sie auf Tante Zettchens Zimmer und sah in deren Lexikon nach, wie sie auf deutsch heißen. Da las sie:

„Amadeus (italienisch) männlicher Name, soviel wie Gottlieb.“

„Ach, dann heißt ja mein Brüderchen zweimal Gottlieb, na das ist aber auch!“ meinte sie. „Nun, Theophil wird aber gewiß recht was Schönes sein.“

Theophil war in einem anderen Band. Sie schlug dafelbst nach und las:

„Theophil, der griechische Name für Gottlieb.“

Sofort nahm sie beide Bände des Lexikons, eilte damit zu den Uebriegen und tief, athemlos in's Zimmer tretend:

„Wißt Ihr, wie mein Brüderchen auf Deutsch heißt? Gottlieb Gottlieb Gottlieb! da, hier steht's.“

Alle haben sich entsetzt an. Großmutter aber sagte sich zuerst und sagte geflassen:

„Na, dann laßt ihn nur Schiffer werden.“

— Das Obergericht in Columbia

bus gab dieser Tage eine Entscheidung ab, die höchst interessant ist. Der Fall ist Viola Casler gegen Elizabeth H. Bowen betitelt, und es handelt sich darin um die Aufhebung eines Scheidungsdekrets. Im Jahre 1886 erlangte Frau Bowen, damals in Cleveland wohnhaft, eine Scheidung von ihrem Gatten auf Grund grausamer Behandlung. Mehrere Jahre später wurde Bowen in einem Irrenasyl untergebracht, da er von Toobsicht befallen wurde, und starb inzwischen. Nach Ansicht der Aerzte wurde sein Wahnsinn durch eine Angewohnheit, die er sich im Bürgerkrieg zugezogen, verursacht, und die Kinder des Verstorbenen kamen zur Uebertragung, daß ihre Mutter für die grausame Behandlung der Mutter nicht verantwortlich gehalten werden könne. Um den Schandflecken, den die Scheidung auf seinen Namen warf, zu beseitigen, stellte die Tochter Viola Casler den Antrag, das Scheidungsdekret zu annulliren. Allein sowohl in unterer Instanz als auch vom Obergericht wurde dem Verlangen nicht entsprochen.

Der Vorstand des Schweizer Arbeiterbundes beschloß die Abhaltung eines internationalen Arbeiterversammlungs-Kongresses in 1897 in Zürich. Arbeiterveteran Greulich wurde beauftragt, die sozialdemokratischen Vorkämpfer Deutschlands persönlich zur Theilnahme einzuladen.